



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Chamberlain, Houston Stewart: Goethe der Weise

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Da rinnt in alle Runzeln, die Male Holtner im Gesichte hat, ein gütiges Lachen, und sie sagt:

„Nein, auf Kerb darf man sich net lumpen lassen. Ich auch net!“

Sie greift in die Tasche des Rockes. Es klumpert darin. Male hat kein Portemonnaie und keine Börse; sie trägt das Geld lose in der Tasche. Indem sie den Rock nach hinten spannt, krabscht sie es zusammen und streicht es auf der flachen Hand auseinander:

„So reich wie unsere zwei Herrn bin ich jo net, Karl, aber für 5 Mark langt's doch noch! Da!“

Karl ist sprachlos. Er guckt die Dreie der Reihe nach an. Die Lippen stehen ihm leise auseinander. Nach einer Weile aber sagt er:

„Mercé auch, mercé auch! Aber ich weiß wirklich net, wie ich das alles ausgeben soll!“

„Na, geh nur mal!“ meint Hannes Holtner, „das wird sich schon finden! So ein paar Flaschen Wein reißen ins Geld. Brauchst keinen Rachenpußer zu trinken, das ist net nötig. Zerkert allo, zieh dein Säckchen an und mach dich fertig!“

Karl fährt in seinen Rock, wischt den Mund ab, an dem noch einige Kuchenkrümchen hängen, setzt den Hut auf und geht:

„Na, dann adschey beisammen!“ Sieben Uhr komm ich heim und fütter die Gäul!“

„Das ist net notwendig!“ entgegnet Hannes Holtner. „Amejier du dich nur! Ich mach die Gäul heut selber! Laß dir von der Tante Male den Torfschlüssel geben, kannst du heimkommen, wann du willst. Allo, Male, geb dem Bub den Torfschlüssel!“

(Fortsetzung folgt)



Goethe der Weise

Von Houston Stewart Chamberlain=Bayreuth

Wir entnehmen diesen Aufsatz dem soeben erschienenen umfangreichen Werk Chamberlains über Goethe. (Verlag von F. Bruckmann A.-G. München 1912. Preis brosch. 16 M.)

Die Schriftlfg.



Goethe ist, glaube ich, der weiseste Mensch, von dem wir Kunde besitzen; jedenfalls bildet der Besitz wahrer Weisheit ein hervorragendes Kennzeichen dieses Mannes unter anderen bedeutendsten Männern. Er ist nicht Religionsstifter, nicht Verkünder einer philosophischen Doktrin, nicht stupender Gelehrter, noch träumt er von sozialpolitischer Allbeglückung; vielmehr steht er zu allen derartigen Geistesrichtungen in einem Widerspruch, der ihn solchen Männern gegenüber

leicht in die Stimmung des Widersachers treibt. Seine Unfähigkeit, einer jener Kategorien anzugehören, ermöglicht es ihm, vollendete Weisheit zu erlangen; denn jede übermäßige Leistung setzt Einseitigkeit voraus, und diese schränkt das Urteil ein, das eigentliche Werkzeug der Weisheit; und was den göttlichen Wahn betrifft, so mögen wir ihn in seinen verschiedenen Äußerungen noch so hoch stellen, ihn mit Plato als Schöpferkraft besingen, ihn mit Carlyle als Erzeuger des Heroischen preisen, sicher ist, daß mit dem Worte Weisheit eine feste Grenze gegen das Wahnvolle gezogen wird. Weisheit besitzt nach Goethe jener Geist, der „die Zustände mit Freiheit und Klugheit überschaut“; sie ist also zugleich kühn und selbstbeherrscht. Ein Mann, der an den praktischen Aufgaben, die das Leben ihm stellt, allen Hindernissen und Bitternissen zum Troste freudvoll sein eigenes Können und Sein aufbaut, kann nie mit einem Buddha oder einem Schopenhauer die Verneinung des Willens zum Leben als Weisheit verkünden; vielmehr lautet sein erstes Bekenntnis: „Gedenke zu leben!“ und er macht uns auf die „Wichtigkeit“ jedes noch so gering und flüchtig erscheinenden Lebensgenusses aufmerksam (S. 448). Aller Überspannung der ethisch-religiösen Ansprüche gegenüber ruft Goethe aus: „Wie süß ist es, mit einem richtigen, verständigen, klugen Menschen umgehen, der weiß, wie es auf der Welt aussieht und was er will, und der, um dieses Lebens anmutig zu genießen, keine superlunarisches Aufschwünge nötig hat, sondern in dem reinen Kreise sittlicher und sinnlicher Reize lebt.“ So kräftig bejahend weiß er den Wahn zu bändigen! Mehr Verbindungsstege scheinen zum Philosophen und zum Gelehrten hinüberzuführen, doch handelt es sich immer nur um ein bedingtes Nehmen und Geben, begleitet von Abneigung gegen die besondere Gemütsart, die aus der ausschließlichen Hingabe an das Denken oder an das Wissen zu entspringen pflegt. Zu einer Philosophie, welche die letzten Geheimnisse des Daseins aufzudecken unternimmt, fehlt dem wahrhaft Weisen der Glaube an die hinreichende Befähigung des Menschengenies; schon in jungen Jahren, nach verschiedenen Irrwanderungen, hatte er „eingesehen, daß es besser sei, den Gedanken von dem Ungeheuren, Unfaßlichen abzuwenden“; gern nennt er sich einen „Menschenverständler“ und verlangt das Spekulative „gleich fürs Haus brauchen zu können“. Zum Gelehrten ist die Leidenschaft zu feurig, der Genius unfähig, auf den Gebrauch seiner Flügel zu verzichten; außerdem lehrt ihn seine Erfahrung, nicht die Pfaffen allein zögen den Obskurantismus groß, vielmehr läge es in der Tendenz aller Gelehrten, „barbarische Obskuranten“ zu werden. Bei der Wissenschaft der Natur schreckt ihn der plumpe Realismus unserer Forscher ab; seine auferbauende Phantasie zersprengt „die Sklavenfessel der — doch nur von Menschen aufotropten — Wirklichkeit“; an Forschern hat er bemerkt, wie gar leicht man dazu gelangt, „zuletzt für lauter Wissenschaft gar nichts zu sehen;“ ist doch „eine Wissenschaft, wie jede menschliche Anstalt und Einrichtung, eine ungeheure Contignation*) von Wahrem und Falschem, von Freiwilligem

*) Gebälte, Sparrenwerk.

und Notwendigem, von Gefundem und Krankhaftem“. Dieselbe Neigung zur Ablehnung bemerken wir auf sozialem Gebiet: die hochfliegenden Weltverbesserungspläne Saint Simons und anderer nennt er kurzweg „allgemeine Unverschämtheiten“, und über das noch heute so gepriesene Humanitätsideal seines Freundes Herder spottet er: „Die Welt wird Ein großes Hospital und Einer des Anderen humaner Krankenwärter werden.“ Was die Politik im allgemeinen betrifft, so weist er sie möglichst von sich ab und bekennet: „Ich mag mich sehr gern regieren und besteuern lassen, wenn man mir nur an der Öffnung meines Fasses die Sonne läßt,“ und: „Wenn nur Ordnung gehalten wird, so ist es ganz einerlei, durch welche Mittel.“ Auch hier haben wir also keine Weisheit nicht in theoretischen Doktrinen, in umgestaltenden Regenerationsgedanken und dergleichen zu suchen, noch weniger in dem üblichen Rausch über die herrliche Beschaffenheit unserer Gegenwart und die goldenen Verheißungen der Zukunft; vielmehr kündigt er von dieser voraus, ihre gerühmten Vorzüge — „die Fazilitäten der Kommunikation“, die Ausbreitung von Bildung und Überbildung, die Machtentfaltung der Presse usw. — würden nur ein „Verharren in der Mittelmäßigkeit“ zur Folge haben, ja, in manchen Stunden glaubte er schon „die Wogen und Brandungen der zu befürchtenden Barbarei“ zu vernehmen.

Von Goethes Weisheit können wir demnach vorausschicken, sie sei weder historisch noch prophetisch, weder visionär noch schematisch; sie fußt im Erlebnis und lehnt jegliches Dogma ab. Im Gegensatz zu allen Schimären lautet ihre Hauptmaxime: „Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst;“ was aber nicht materiell utilitaristisch, vielmehr im Sinne eines „ideellen Utilitarians“ gemeint ist. Wie es an jener Stelle weiter heißt: „Wenn wir nach innen das Unfrige getan haben, so wird sich das Nachaußen von selbst geben.“ Die Grundannahme dieser Weisheit steht uns hiermit schon deutlich vor Augen: die Gegenwart enthalte das Mögliche. Ein jeder besitzt die Gegenwart; an ihm nur liegt es:

Und jeder Schritt ist Unermeßlichkeit.

Alle Sehnsucht nach früheren oder späteren Zeiten ist Torheit, Vergangenes und Künftiges, beides

Schließt an heute sich rein, an ein Bollendetes, an.

Wissenschaftlich wird die ursächliche Erklärung dessen, was ist, aus dem, was war, abgewiesen, weil sie alles tiefere Erschauen des Gegenwärtigen und dadurch zugleich alle wahre Erkenntnis des Ewigen vernichtet; mythisch-religiös kann der Gott-Schöpfer, der „nur von außen stieße“, nicht zugestanden werden, und der Glaube ist zwar „ein heiliges Gefäß“, nicht aber für ein überkommenes Bekenntnis, vielmehr ein Gefäß, in welches jede Gegenwart und jeder Gegenwartige eigenes Gefühl, eigenen Verstand, eigene Einbildungskraft zu opfern hat. Es ist genau der gleiche Grundton wie in dem evangelischen Worte von dem Himmelreich, das in dem Acker zu unseren Füßen begraben liegt: Jeder

kann ihn heben, heute ebenso wie gestern und morgen. „Es ist immer dieselbe Welt, die der Betrachtung offen steht, die immerfort angeschaut oder geahnet wird, und es sind immer dieselben Menschen, die im Wahren oder Falschen leben . . .“ Und sind wir nur weise, und verhindern es nicht, daß „Leben sich des Lebens freue“:

Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit.

Daher die Goethen eigene Art von milder Ironie, welche in derselben Weise über religiösen wie über wissenschaftlichen, ästhetischen und politisch-sozialen Wahn lächelt, keinen von allen jedoch unbeachtet und ungenutzt von sich abweist. „Schauen, wissen, ahnen, glauben und wie die Fühlhörner alle heißen, mit denen der Mensch ins Universum tastet, müssen denn doch eigentlich zusammenwirken . . .“ Dies ist zugleich Realismus und Mystik: nur ist es der Realismus eines die Wirklichkeit schöpferisch frei gestaltenden Geistes, und es ist die Mystik des offenen, nicht diejenige des geschlossenen Auges; außerdem steht beides im Dienste eines durch und durch praktisch tätigen Gemeinns.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur

Die jungen Schweizer. Als die Schweizer Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zum erstenmal als solche auf der Bildfläche der deutschen Dichtung erschienen, da meinten die Leipziger Literaturpässe, ein Schweizer könne überhaupt kein großer deutscher Dichter werden, weil ihm die Reinheit der Sprache abginge. Der bescheidene Albrecht Haller hat sich diese Meinung gar sehr zu Herzen genommen. Tatsächlich weisen sowohl der politische wie der kulturelle Misus des deutschen Strebens bis zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts nach Norden. Die siebenziger Jahre haben ja — unter anderen Umständen — auch einen kulturellen Einheitskraus entsefelt, und es schien fast, als würde die politisch so segensreiche Zentralisation die blühende Mannigfaltigkeit, die üppige Landschaftlichkeit deutscher Dichtung mit einem einheitslichen Reichsgrau verheerend überlünchen. Die zwei Klassiker, die die Schweiz entsandt, Gottfried Keller und C. F. Meyer, stehen im Zeichen dieser Zeit. Nicht als wären sie weniger schweizerisch gesinnt als irgendeiner der heutigen, aber

ihre Werke waren sprachlich doch mehr von Weimar als von Zürich bedingt, nicht stofflich, nicht in ihren Anschauungen und Tendenzen, worin sie jegliche Nahrung von der Heimat zogen, sondern nur sprachlich. Das Alemannische spielt bei beiden eine untergeordnete Rolle und sie beweisen ungefähr die Unhaltbarkeit des Leipziger Nichtspruches, sie beweisen, daß auch ein Schweizer die Fülle und Reinheit erreichen kann, die den großen deutschen Dichter kennzeichnet. Je mehr das neunzehnte Jahrhundert zur Reize ging, desto stärker trat die Liebe zur landschaftlichen Mannigfaltigkeit zutage, desto lauter erscholl der Ruf, die Sehnsucht nach stammesmäßiger Ursprünglichkeit: der Heimatschutz, der kulturelle Partikularismus. Jeremia Gottshelb, der bis dahin fast nur von örtlicher Bedeutung war, wurde entdeckt und Fritz Reuter an die Seite gestellt. Doch konnte Gottshelb niemals deutsches Gemeingut werden, denn er blieb — gerade in den Perlen seiner Leistung — durchaus im Dialekt stecken. Der erste, der aus seinem alemannischen Sprachgefühl heraus eine gemeindeutsche Dichtersprache schuf, der die ungeklüfften Edelsteine,